

# „Stern der Neger“



**Ratholische Missions-Zeitschrift**  
 der Söhne des heiligsten Herzens Jesu  
 Organ des Marien-Vereines für Afrika und  
 des Theologen-Missions-Verbandes Osterreichs

Ercheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken

Redaktion und Administration: Millionshaus Milland bei Brixen, Tirol.

## Briefkasten.

**Koop. T. in St. P.** Mit Ihrer Anregung, einzelne Gemeinden für bestimmte Stationen zu interessieren, resp. für deren Bedürfnisse, wären wir sehr einverstanden; um solche Wohlthäter über die betreffende Station auf dem laufenden zu erhalten, dazu dienen eben die Zeitschriften der

einzelnen Missionsgesellschaften. — Bezüglich der Anregung, öfters als einmal im Jahre einen Scheck beizulegen für allenfallsige Spenden, würde deren Durchführung wohl mehr abstoßend als anziehend wirken.

## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Hättenschwiler Josef S. J.,** Redakteur des Sendboten des göttl. Herzens Jesu, **Der Bund Tirols mit dem göttlichen Herzen Jesu.** 124 S. 8° mit Kunstdruck-Titelbild und vielen Textbildern. Preis K 1.80. Verlag Fel. Rauch, Innsbruck. Im Jahre 1796 schloß das von den Feinden arg bedrängte Land Tirol ein feierliches Bündnis mit dem Herzen Jesu, worin es gelobte, im ganzen Lande das Fest des göttlichen Herzens Jesu stets mit feierlichem Gottesdienste zu begehen. In ganz Oesterreich und in vielen Diözesen Deutschlands folgten die feierlichen Weihen ans heilige Herz Jesu, so daß die Herz-Jesu-Verehrung einen mächtigen Aufschwung nahm. All' das schildert P. Hättenschwiler in dem vorliegenden schönen, reich illustrierten Buch, indem er sowohl die Geschichte des Herz-Jesu-Bundes von Beginn an beschreibt, als auch die großartigen und erbaulichen Veranstaltungen zu Ehren des Erlöserherzens in Wort und Bild an uns vorüberziehen läßt. Allen Herz-Jesu-Verehrern bietet die interessante Schrift viel Erhebung, Belehrung und Erbauung.

Die Pfingstnummer der „Allgemeinen Rundschau“ (Wochenschrift für Politik und Kultur, Begründer Dr. Armin Kaufen, München, Bezugspreis vierteljährlich Mt. 2.90), bringt aus der Feder von Pfarrer Johannes Engel einen inhaltlich und formell vorzüglichen Festartikel: „Deutsches Pfingstgebet“, der in seiner zeitgemäßen Ausgestaltung einen beachtenswerten Beitrag zum geistigen und kulturellen Neubau nach dem Kriege liefert. Die auf die Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert bezügliche Aufsatzreihe von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann nähert sich mit dem dritten Artikel: „Die Reformationsbestrebungen in der Kirche am Ende des Mittelalters“ dem Höhepunkt der Entwicklung und steigert die Spannung auf die folgenden Abhandlungen. Schon jetzt läßt sich erkennen, daß mit dieser Serie eine Materialiensammlung geboten wird, die weit über den unmittelbaren Anlaß hinaus dauernden apologetischen Wert beansprucht und deshalb die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdient. Im übrigen bringt das Heft: Die große Reichstagsitzung vom 15. Mai. Von Oberlehrer Ruchhoff, Mitglied des Reichstags. — Das dritte Kriegsjahr. Wochenschau von Friz Nienkemper. — Dem Unbekannten. Von Dr. W. Scherer. — Ein bedeutamer literarischer Beitrag zum Bevölkerungsproblem. Von Hochschulprofessor Dr. J. Lippl. — Kreuz- und quer-Gedanken. Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg. — Chronik der Kriegereignisse. — Patrona Bavariae. Von Seb. Wieser. — Vom Büchertisch. — Ausstellungen des Münchener Kunstvereines. Von Dr. O. Doernig. — Bühnen- und Musikrundschaue. Von L. G. Oberlaender. — Finanz- und Handelsrundschaue. Von W. Weber. — Bestellungen für

den Monat Juni können bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und der Geschäftsstelle in München, für die Angehörigen des Heeres und der Marine durch Feldabonnement bewirkt werden.

**Die Thronerhöhung des hl. Herzens Jesu in der Familie.** Von Josef Hättenschwiler S. J. 70 S. 24° mit Titelbild. Preis 40 h. 50 Stück 18 K. Verlag Fel. Rauch, Innsbruck. — Eine schöne Betätigung des Willens, daß Christus der Herr in der Familie herrschen und gleichsam der König des Hauses sein soll, ist die vom Hl. Vater so sehr empfohlene „Thronerhöhung des göttl. Herzens Jesu“, d. h. die Anbringung eines Bildes des göttl. Herzens im Hause der katholischen Familie und die Weihe der Familie vor dem Bilde an das göttl. Herz. Papst Benedikt XV. nennt die Thronerhöhung ein „heiliges Werk und es sei sein Wille, daß dieses Werk des Heiles in der ganzen Welt zum Wohle der jetzigen Gesellschaft verbreitet werde.“

**Die Jungfrau Maria.** Ein Marienleben von Maria Domanig. Zur Lesung und Betrachtung im Maimonat. 112 S. 24° mit Titelbild. Preis 60 h. 50 Stück 27 K. Verlag Fel. Rauch, Innsbruck. — Maria Domanig besichert uns in diesem schön ausgestatteten Büchlein (Sendbotenbrochüre) ein liebhaftendes Blumengewinde um das Leben der seligen Gottesmutter, das wir allen Marienverehrnern warm empfehlen.

P. Daniel Gruber O. F. M. **Vom Lande in die Stadt.** Belehrungen und Ratschläge für Mädchen, die in die Stadt ziehen oder bereits dort dienen. 88 S. 24°. Preis 40 h. 50 Stück 18 K. Verlag Fel. Rauch, Innsbruck. — Schon der Umstand, daß in einer einzigen Großstadt alljährlich gegen 4000 Landmädchen dem Laster verfallen, rechtfertigt das Erscheinen dieser zeitgemäßen Schrift. P. Gruber deutet die großen Gefahren der Großstadt für Leib und Seele der zuwandernden Mädchen und erteilt praktische Ratschläge, wie diesen Gefahren begegnet werden kann. Möge das goldene Büchlein jedem in die Stadt ziehenden Mädchen von seinem Seelsorger, von seinem Vereinspräses mit auf den Weg gegeben werden. Es wird manche Seele retten.

**Herz-Jesu-Lieder.** Herausgegeben von der Redaktion des Sendboten des göttl. Herzens Jesu. 16 S. 24°. Preis 15 h. 50 Stück K 6.75. Verlag Fel. Rauch, Innsbruck. — Die kleine Sammlung enthält neun Herz-Jesu-Lieder (darunter das Herz-Jesu-Bundeslied) und Pange lingua mit Noten alle: für einstimmigen Chor, sowie Text zum „Großer Gott“. Die Auswahl ist sehr gut getroffen, die Melodien sind einfach und leicht, so daß die Sammlung bei Herz-Jesu-Andachten sehr gute Dienste leisten wird. Der billige Preis ermöglicht die allgemeine Anschaffung.



# Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift  
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werkfätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Paps Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürtern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlfürter werden wöchentlidi zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Liefmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 7.

Juli 1917.

XX. Jahrgang.

## Die Mission unter den Nuba-Negern.

(Fortsetzung.)

Wie ein verheerender Wirbelsturm war der mahdistische Aufstand über den Sudan dahingebraust. Endlich schlug die Stunde der Befreiung, und die katholischen Glaubensboten konnten in ihr Missionsgebiet zurückkehren. In Omdurman, der einstigen Metropole des Mahdireiches, nahmen sie ihre Tätigkeit zunächst auf, und hier war Pater Josef Ehrwalder, der ehemalige Nubamissionär und langjährige Gefangene des Mahdi, Vorstand der katholischen Missionsniederlassung. Im Laufe der Jahre kamen öfter Nubaner zu ihm und baten ihn, sich doch wieder bei ihnen niederzulassen. Leider konnte diesem Verlangen

nicht entsprochen werden. Um nämlich den Fanatismus der Mohammedaner im Sudan nicht zu erregen, hatte die Regierung jede religiöse Propaganda nördlich vom zehnten Brei te grad, der im allgemeinen die Grenze zwischen den mohammedanischen Araberstämmen und den heidnischen Negerbölkern zieht, verboten. Die heidnischen Nubaner allerdings wohnen nördlich vom zehnten Brei te n grad und sind ganz von fanatischen Arabern umgeben.

Im Jahre 1912 unternahm der Generalgouverneur des Sudan Sir Reginald Wingate eine Inspektionsreise nach Nordosän und kam auch nach Dilling. (So sprechen die Engländer das einstige

Delen aus.) Dort sah er die Überreste der ehemaligen katholischen Missionsstation. Nach Khartoum zurückgekehrt, machte er dem Apostolischen Vikar, Bischof Geher, selbst das Anerbieten zur Wiederaufnahme der Missionsstätigkeit unter den Nubanern. Immerhin waren mit dieser Ausnahme von der bisherigen Praxis einige Bedingungen und Beschränkungen verknüpft. So sollte die neue Missionsniederlassung in Dilling selbst, und zwar provisorisch auf drei Jahre errichtet werden. Im Falle von Unzukömmlichkeiten oder von gerechten Einwendungen seitens der umwohnenden Araberstämme sei die Missionsstation bedingungslos zurückzuziehen. Nach Ablauf der Probezeit von drei Jahren war allerdings auch die Möglichkeit geboten, die Niederlassung nach einem mehr heidnischen Zentrum des Nubalandes zu verlegen.

Im folgenden Winter schickte Bischof Geher den Missionär Ohrwalder nach Dilling, um die gegenwärtige Lage an Ort und Stelle zu studieren und geeignete Vorschläge zu machen. Dieser fand noch acht Greise, die ihn selbst noch gekannt hatten. Sie hatten die frühere Mission lieb gewonnen und fanden nun nicht Worte genug, ihrer Freude über die Wiederkehr der Missionäre Ausdruck zu geben.

Ende November 1913 begab sich Bischof Geher selbst mit einem Priester und einem Bruder von Khartoum auf der erst vor kurzem fertiggestellten Strecke der Sudanbahn nach El-Obeid und von dort mit Kamelen nach Dilling, wo er am 5. Dezember anlangte; am 13. Dezember trafen noch ein Priester und ein Bruder mit dem Reste der Vorräte ein. Am 16. Dezember verließ Bischof Geher die neugegründete Station, die er unter den besonderen Schutz der hl. drei Könige gestellt hatte.

Bevor Bischof Geher von den Missio-

nären Abschied genommen hatte, um nach seiner Residenz Khartoum zurückzukehren, waren die Regeln beraten und festgelegt worden, die bei der Missionierung des Nubavolkes als Richtschnur dienen sollten. Vor allem mußte auf die in Dilling zahlreich vorhandenen Araber, die eine eigene Kolonie in der Nähe des Regierungspostens bilden, Rücksicht genommen werden. Nicht nur durfte man mit keinem Bekehrungsversuch an einen Mohammedaner herantreten, sondern vom Islam sollte überhaupt nicht gesprochen und alles sorgfältig vermieden werden, was den leicht erregbaren Fanatismus der Araber entzünden und dadurch der Regierung eine Schwierigkeit bereiten konnte. Unter den Nuba selbst sollten jene in den Wirkungsbereich der Mission nicht einbezogen werden, die sich entweder als Mohammedaner bekannten oder zum Islam hinneigten. So einfach diese Regel schien, so schwer sollte sich bald deren Ausführung erweisen. Denn einerseits betrachtet und behandelt die Regierung auch die Nubaner als Mohammedaner und läßt sie unterschiedslos bei Gerichtsverhandlungen auf den Koran schwören; andererseits sind infolge des langen und vertrauten Verkehrs und Zusammenlebens der Nuba mit den Arabern viele Gebräuche und Feste der letzteren ein Gemeingut des Nubavolkes geworden, denen sich der einzelne ohne Spott und Schande nicht entziehen kann. Ferner wurde beschlossen, daß für den Unterricht nicht die arabische Sprache verwendet werden sollte, obwohl dieselbe von der männlichen erwachsenen Bevölkerung geläufig, von den übrigen hinlänglich gesprochen wird, weil man dadurch nur dem Islam Vorschub leisten würde, sondern die Nubasprache. In seiner eigenen Sprache sollte das Volk beten lernen und die Wahrheiten unseres Glaubens erfahren und mit den Missionären mit

größerer Vertrautheit verkehren. Mit al-  
lem Nachdruck empfahl daher der schei-  
dende Bischof den Zurückbleibenden das  
Studium der Sprache.

Ende Jänner 1914 waren die Hütten-  
bauten soweit fertiggestellt, daß sie von  
den Missionären bezogen werden konnten.  
Neben den drei Hütten wurden noch zwei  
weitere aufgeführt, ferner ein kleines  
Kirchlein und das Küchenhaus mit Vor-  
ratskammer, beide aus rohen Ziegeln,

gung für die Mission eine dauernde Sorge  
und verursachte namhafte Auslagen.

Bei Gründung von Missionsstationen  
macht man häufig die Beobachtung, daß  
die Eingeborenen lange Zeit den Missio-  
nären gegenüber Scheu und Mißtrauen  
zeigen; sie wissen sich nicht zu erklären, was  
die Fremden betrogen haben könne, zu  
ihnen zu kommen, und erwarten von ihnen  
nichts Gutes. Das Gegenteil war in Dil-  
ling der Fall. Die Alten kannten noch



Die Eingeborenen von Dilling beim Hüttenbau.

erstes mit einem Dach aus Wellblech.  
Gern hätte man auch in der Nähe einen  
Brunnen gegraben, aber einige Versuche,  
die zu diesem Zwecke gemacht wurden, zeig-  
ten, daß der Untergrund aus einer ausge-  
dehnten Gelsmasse bestehe, welche die ein-  
zelnen Berge miteinander verbindet. Daher  
stellte die Regierung ihren Brunnen der  
Mission auch weiterhin zur Verfügung.  
Derselbe war übrigens von den ersten Mi-  
sionären gegraben worden, weshalb er auch  
bis jetzt noch der „Brunnen der Christen“  
heißt. Immerhin blieb die Wasserverfor-

sehr gut die früheren Missionäre, die in  
ihrer Mitte gelebt und mit denen sie, wie  
sie behaupteten, ein Volk gebildet hatten.  
Die neu angekommenen Missionäre wa-  
ren nach ihrer Ansicht die Söhne oder  
Enkel jener. „Wo ist dein Vater Luis?  
Lebt dein Vater Hanna noch? Wie bist du  
mit Beffo (Josef) verwandt?“ So fragten  
sie immer wieder, bald den einen, bald den  
andern von den Missionären. Über das  
gegenseitige gute Eindringen wußten  
sie viel zu erzählen. Sie hätten sich auch  
feinerzeit gegen Mak Omar zur Wehr set-

zen wollen, als er die Missionäre gefangen nahm und wegführte, aber diese hätten es nicht erlaubt. Einer dieser Alten hat sogar seinem Sohne, der ihm bald nach der Zerstörung der damaligen Station geboren wurde, den Namen „Abura“ (Unser Vater) gegeben, um das Andenken an die Patres zu ehren. Ein anderer, namens Tschweri, behauptete, er sei der einzige gewesen, dem man in der Mission wirklich gewogen gewesen und auf den man etwas gehalten. Die anderen hätten auf die Lehren der Missionäre nicht geachtet und seien trotz deren Mahnungen immer wieder mit den Arabern auf Raub ausgezogen. Daher seien die Patres der Leute überdrüssig geworden und hätten sich schließlich nur mit den in der Mission befindlichen Sklaven (d. i. aus El-Obeid mitgebrachte, losgekaupte Sklaven) abgegeben und nur ihm allein den Eintritt gestattet; in den Tagen, die ihrer Abführung vorausgingen, habe er sie, da sie nichts mehr zu essen hatten, mit Nahrung versorgt und sei des Nachts sogar bis Njuma gelaufen, um Hühner für sie zu holen. Tatsächlich besaß er einen Brief, den ihm P. Ohrwalder bei seinem letzten Besuch in Dilling zurückgelassen hatte, in welchem seine großen, der Mission in jener Zeit geleisteten Dienste erwähnt waren. Dieser gute Alte blieb denn auch jetzt die ganze Zeit bis zur Ausweisung der Missionäre denselben treu ergeben und wohnt nun als Wächter auf der verlassenen Station.

Auch die Jugend zeigte von Anfang an großes Vertrauen. Der Verkehr mit den Kleinen gestaltete sich, solange man der Sprache nicht mächtig war, etwas schwierig, doch leisteten sie bei der Erlernung derselben bereitwillig Hilfe. Sie wurden nicht müde, auch zehnmal dasselbe Wort oder denselben Satz zu wiederholen, jedes Ding zu zeigen und zu nennen, und be-

mühten sich nach Kräften, sich verständlich zu machen. Täglich kamen sie zur Station und belagerten scharenweise die Hütten; abends, wenn sie mit ihren Flaschentürbissen, die ihnen die Mütter mit Mehl fürs Abendmahl gefüllt hatten, zu den Zeriben im Walde gingen, um die Kühe zu bewachen, und morgens, wenn sie mit frischer oder saurer Milch wieder heimkehrten, verabsäumten sie es niemals, der Mission einen Besuch abzustatten, und boten auch nicht selten umsonst ihre Milch an; „um mich zu deinem Freunde zu machen“, sagten sie.

So schien der Anfang viel zu versprechen. Aber der Weg war nicht so eben, als man gedacht hatte. Den wiederholten Beteuerungen der Alten, daß sie rückhaltlos zur Mission hielten und von den Arabern nichts wissen wollten, daß die Muselmanen ihre größten Feinde seien, mit denen sie keine Gemeinschaft hätten und nie haben würden, hatte man zu leicht geglaubt, ohne die wahren Verhältnisse zu kennen. War man aber durch die Verschlossenheit der Alten irregeleitet worden, so verhalf der fortgesetzte Verkehr, das vorsichtige Eindringen in das Leben und Treiben des Volkes, wozu in erster Linie der Besuch und die Pflege der Kranken diente, und nicht zum wenigsten auch die Offenherzigkeit der Jungen, zur richtigen Erkenntnis der Gesinnung der Leute.

Um sich leichteren Zutritt in die Wohnungen und Familien zu verschaffen, hatte man gleich von Anfang an in der Mission eine reich ausgestattete Apotheke eingerichtet, und ein Bruder, welcher in der Heilkunde Erfahrung besaß, widmete alle seine freie Zeit der Behandlung der Kranken. Groß war das Vertrauen, das man in seine Kunst und die Arzneimittel setzte, soweit es sich um Wunden oder leichtere Erkrankungen handelte. Besondere Zugkraft übten die Abführmittel aus, die bald weit

und breit bekannt und gepriesen wurden. „Das sind Männer Gottes,“ hieß es, „dieser schuf Gott zuerst, und sie sahen zu, wie er alles übrige schuf; darum wissen sie mehr als die übrigen Menschen.“ Häufig kamen auch die Mütter mit ihren kranken Kindern, und da bot sich dann manche Gelegenheit zur Taufe. Handelte es sich aber um innere und lebensgefährliche Krankheiten, so wurde wohl auch der Bruder gerufen; es war aber klar, daß man auf seine Mittel nicht viel gab. Der Kranke mußte entweder zu einem der Kudjure gebracht werden, oder aber man rief einen mohammedanischen Faki. Obwohl man gerade diesen letzteren Umstand vor den Missionären zu verheimlichen suchte, konnte die Anwesenheit solcher Fakis und ihr Treiben auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Das war freilich eine unangenehme Offenbarung. Da zeigte es sich, daß der Faki nicht nur dem heidnischen Kudjur gleichgeachtet, sondern noch über ihn gestellt wird, weil er das Wort Gottes kennt und es auf Papier schreiben kann. Ein altes Weib bekannte einem Vater: „Ihr seid freilich sehr geschickte Leute, aber wenn es sich um Leben oder Tod handelt, da vermag ein gewöhnlicher Mensch nichts. Ihr besitzt nicht das Buch.“ Dieses Buch ist der Koran, von dem die Nubaner überzeugt sind, daß er das Wort Gottes enthält, und daß derjenige, der darauf falsch schwört, gewiß sterben muß.

Einmal auf das Erscheinen der Fakis aufmerksam gemacht, begann man mit größerer Aufmerksamkeit, ihnen nachzuforschen. Da kamen wenig erfreuliche Zustände an den Tag. Die Regierung hatte zwar die Absonderung der Araber von der Küstbevölkerung durch Anlegung eines eigenen Dorfes für die ersteren durchgeführt. Aber nichtsdestoweniger verging fast kein Tag, an dem nicht der eine oder andere Faki, oder auch mehrere zugleich, bei einem Be-

kannten unter den Nuba wohnte und selbst längere Zeit als willkommenen und geehrten Gast zubrachte. Nicht selten war es schon vorgekommen, daß irgendein freundlicher Nubagreis in der Mission erschienen war mit der Bitte: „Abuna, gib mir ein wenig Tee und Zucker, wenn du es hast, denn ich habe Gäste.“ Fragte man näher, so hieß es: „Es ist ein Freund von mir, der aus einem entfernten Dorfe gekommen ist.“ Anfangs hatte man sich dann nicht weiter gekümmert, nun aber erkundigte man sich genauer, und zwar bei den Knaben. Da kam es denn heraus, daß Faki Ali oder Faki Ahmed usw. beim Vater als Gast wohnte. Auch der Zweck seines Kommens wurde durch den Mund der Kleinen geoffenbart. Er verkauft Amulette, die reizenden Absatz finden, weil sie gegen Stich und Schuß schützen, das Stück für einen Real (20 Piafter = 4 K 80 h); er schreibt Wunsch- und Verwünschungszettel, die noch teurer kommen, wenn auch der Name des Trägers auf dem Gottespapier zu stehen hat. Ein Knabe erzählte: „Mein Vater hat mich und meinen Bruder aufschreiben lassen; dafür hat der Faki unsere schönste Kuh bekommen.“ Nebenbei verkündet der Faki seinen Glauben, liest den Koran vor und erklärt ihn; durch seine Waschungen und sein feierliches Gebet wird er selbst zum lebendigen Beispiel. Seitenshiebe auf die Christen bleiben natürlich auch nicht aus. Ein Knabe sagte einmal zu einem Vater: „Jener große Mann, der euch hergebracht hat (Bischof Geher), wird in die Hölle kommen, weil er zu den Leuten gesagt hat, wer Mohammedaner sei, der solle der Mission fernbleiben; ihr werdet zwar auch in die Hölle kommen, denn die Christen sind das Holz Gottes (d. h. das Holz, mit dem Gott die Hölle schürt), aber weil ihr den Leuten soviel Gutes tut, werden eure guten Werke sich um euch herumlegen

und das Feuer abhalten.“ Auf die Frage, von wem er das gehört habe, antwortete er: „In unserem Hause wohnte damals gerade ein Faki, dem die Leute alles erzählten, was sie hier gehört hatten; dieser hat so gesagt.“ Die Vern- und Wißbegierde der Jungen nützte der Faki aus, um ihnen die mohammedanischen Gebete beizubringen. So gibt es nicht wenige Knaben von 12 bis 15 Jahren, welche eine oder mehrere Suren des Koran auswendig wissen.

Trotzdem ließen die Missionäre den Mut nicht sinken. Man erkannte bald, daß viele von den Erwachsenen sich nur äußerlich als Mohammedaner zeigten; andere wieder befanden sich in gutem Glauben; sie taten eben, was sie für gut hielten. So sagte einer: „Jeder Mensch will doch den Weg gehen, der zu Gott führt; der Faki hat uns gelehrt, daß sein Weg zu Gott führe; wenn nun ihr einen besseren Weg wißt, so zeigt ihn uns!“ Viele von denen, die bisher nach Moslimart gebetet hatten, gaben denn auch diese Übung auf und begannen, jeden Sonntag in die Kirche zu kommen. Eine Anzahl von Greisen kam jeden Tag gegen Abend, um sich über den „Weg Gottes“ unterrichten zu lassen. Man mußte sich allerdings diesen Leuten gegenüber nach den ersten Enttäuschungen etwas vorsichtiger verhalten und blieb daher vorläufig bei der Erklärung der natürlichen und allgemeinen Wahrheiten der Religion, ohne das eigentliche Gebiet des Christentums zu berühren; denn man konnte nicht mehr jedem trauen und wußte nicht, ob nicht der eine oder andere zum Faki oder zu seinen Freunden und Verwandten im Araberdorf gehen und das Gehörte erzählen würde.

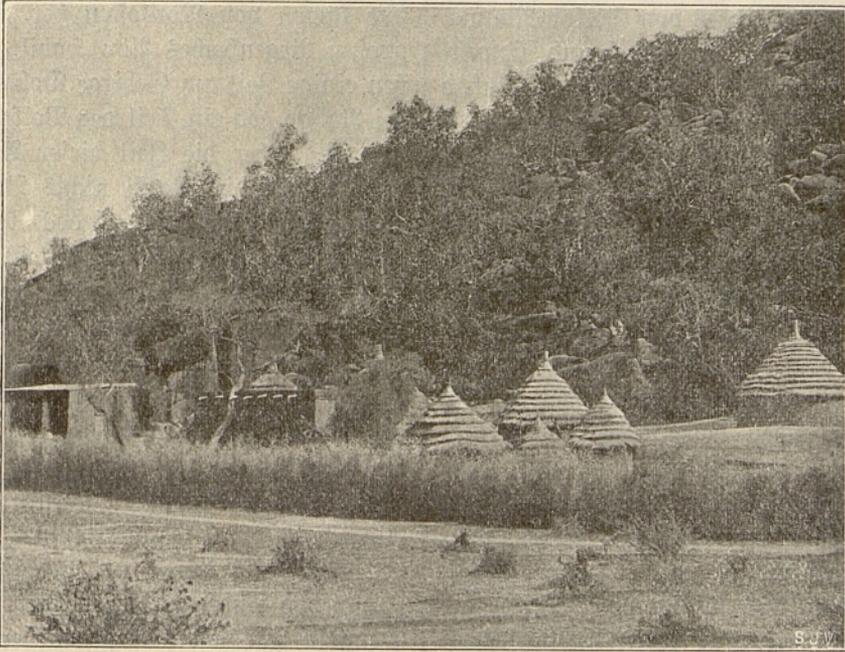
Gleich von Anfang an hatte man in der Mission die Beobachtung gemacht, daß die Bewohner der beiden nördlicheren Berge nur selten zur Station kamen. Begab sich einer der Missionäre dorthin, so wurde er

von den Männern stets würdevoll und auch freundlich begrüßt und empfangen. Von den Kindern aber hörte er oft den Ruf: „Der Christ kommt, der Christ ist da“ und ähnliches. Niemals wurde man dort mit „Abuna“ angeredet, wie es die Bewohner der zwei südlichen Berge taten. Die Weiber pflegten mit den Worten zu grüßen: „Christ, hast du wohl geschlafen? Christ, wohin gehst du? Christ, sei willkommen! Christ, ziehe heim in Frieden!“ Wenn jemand aus jenen Bergen zum erstenmal zur Station kam, so fragte er die Knaben, die daselbst als Diener gehalten wurden: „Knaben der Christen, wo ist der Christ? Welcher von den Christen besitzt die Arznei?“ und dergl. Die Knaben der südlichen Berge, die in der Mission so viel und so gern verkehrten, erzählten, daß man sie drüben deswegen viel verspottete. Sie mußten oft hören: „Warum pflegt ihr zu den Christen zu gehen? Sie verderben die Berge von Dilling.“ Jener früher erwähnte Ischueri gab dazu folgende Erklärung: „Dies sind die Leute des Dogman, bei denen sich Maaf Omar niederließ. Mit ihm zusammen führten sie die Missionäre fort und raubten die Station aus. Sie sind alle Moslemin; einige von ihnen sind auch nach Mekka gepilgert, und viele von ihren Knaben besuchen die Schule bei den Arabern. Bei ihren Bergen geht die große Straße nach El-Obaid vorbei, und die Karawanen lagern sich stets bei ihnen. Ihr seid nur unsere Gäste, weil ihr euch bei unseren Bergen niedergelassen habt. Sie aber betrachten euch als Fremde.“ Auf die Frage, ob sie denn nicht alle ein und dasselbe Volk seien, da sie sich doch alle Warfi \*

\* Die Eingeborenen der Dillinger Berggruppe nennen sich in ihrer Sprache Warfi. Dilling, das von den Arabern Dellenj genannt wird, heißt Warfin dol; die einzelnen Berge und Dörfer von Dilling haben eigene Namen.

nennen, gab er zur Antwort: „Wir sind alle ein Volk, aber wir haben nicht den gleichen Stammvater. Der Stammvater von uns Bewohnern der beiden südlichen Berge besaß den alten Geist (uri ture); darum heißen wir „Leute des alten Geistes“ (uri turen iri). Er hatte sieben Söhne und eine blinde Tochter; von diesen acht Geschwistern stammen wir ab. Jede Familie unter uns kennt ihre Abstammung und

geordnet sind. Bei uns hat nur der Kudjur etwas zu sagen, jene aber haben außer ihren Kudjuren noch einen Häuptling, dem erst die Regierung auch Macht über uns gegeben hat. Sie heißen darum „Leute des Häuptlings“ (schil iri). Wir Leute des alten Geistes und ebenso die Leute des Häuptlings dürfen nicht untereinander heiraten, sondern wir holen unsere Frauen von ihnen und sie ihre Frauen von uns.“



Die Station Dilling von Norden gesehen.

wird nach diesen Geschwistern benannt. Aus den Familien, welche vom ältesten der sieben Söhne abstammen, wird unser Kudjur gewählt, auf den der alte Geist übergeht. Wir haben also nur einen Geist und einen Kudjur. Die Leute von den nördlichen Bergen dagegen stammen von mehreren Vätern ab, von denen jeder einen Geist besaß, der in der betreffenden Familie bleibt. Daher haben sie auch viele Kudjuren, die aber alle dem alten Geiste unter-

Nach solchen Angaben verhielten also die „Leute des Häuptlings“ am wenigsten Aussicht auf Erfolg. Man sah immer mehr ein, daß in Dilling selbst wegen des starken islamitischen Einflusses eine fruchtbare Missionstätigkeit unmöglich sei, und man trug sich mit dem Gedanken, eine Erkundungsreise zu den benachbarten Nuba-Stämmen zu unternehmen, um ein geeigneteres Gebiet für eine künftige Missionsgründung zu finden. Da für diesen Zweck

in erster Linie solche Stämme in Betracht kommen, die eine gleiche oder ähnliche Sprache wie das Volk von Dilling besitzen, so zog man über die Ausdehnung dieses Sprachgebietes Erkundigungen ein und kam zu folgenden Ergebnissen. Außer in Dilling wird derselbe nubianische Dialekt noch gesprochen in Karfo, zwei Tagereisen weit nordwestlich von Dilling, in Kodr, zwei Stunden nördlich, in Kadaro, drei Tagereisen östlich, und in den zahlreichen Dörfern des Gebirges von Golfan-Naama, acht bis zehn Stunden südlich und südwestlich, ferner am Gebirge Dobab bei Rahad und in einigen zerstreut liegenden Ortschaften im nördlichen Kordofan. Die Seelenzahl dieser Stämme dürfte 20.000 bis 25.000 nicht übersteigen. Zwei bis fünf Stunden westlich und nordwestlich von Dilling ziehen sich mehrere Gebirgsketten hin, die von den Stämmen der Njuma, Mandal und Sobai bewohnt sind. Trotz der großen Nähe ist ihre Sprache von der in Dilling herrschenden vollständig verschieden. Nach den Aufzeichnungen, die mit Hilfe von Leuten aus jenen Gegenden gemacht wurden, zeigt ihre Sprache manche überraschende Ähnlichkeit mit jener der Schiluk. Westlich und südlich von Golfan bis Talodi und Viri, dem letzten Ausläufer der Nubaberge gegen Süden, sind noch mehrere nichtarabische Stämme zu finden, die aber alle mit dem Dillinger Volke sprachlich keine Gemeinschaft haben.

Dagegen erwies ein genauer Vergleich zwischen dem Dialekt von Dilling und den nubischen Dialekten in der Nilgegend südlich von Assuan, wo einst das große nubische Reich von Napata oder Dongola geblüht hatte, daß beide Sprachgruppen in Formen- und Satzbildung sowie im Wortschatz miteinander verwandt sind. Vom Nil her, aus dem ehemaligen nubischen Reich Nubia, südlich von Khartoum, sind auch tat-

sächlich die Warfi, d. i. das Volk von Dilling, und die Unäi, d. i. das Golfanervolk, in die Berge des Kordofan eingewandert. Sie wissen manche Sage zu erzählen über ihre Auswanderung, wozu sie durch das Erscheinen eines unzählbaren, feindlichen Volkes gezwungen wurden, über ihre Reise nach dem Innern des Landes und über ihre Kämpfe mit den Ureinwohnern, nämlich den Njuma in Dilling und den Gulud in Golfan, welche ihnen weichen mußten. Sie kamen von Nordosten her, längs des großen Regenbaches Abu Habil, und blieben einige Zeit am Gebirge Dobab (Deier) bei Rahad, wo ein Teil des Volkes verblieben ist. Über die Zeit dieser Auswanderung wissen die Warfi nichts Bestimmtes anzugeben. Die Alten jedoch kennen die Reihenfolge und Zahl der Großkudjuren in Dilling; diese Zahl schwankt zwischen 12 und 15. Nimmt man nun für jeden Großkudjur eine Regierungszeit von 20 bis 25 Jahren an, so erhält man als Zeit der Einwanderung den Anfang des 17. oder das Ende des 16. Jahrhunderts. Um diese Zeit aber wurde das einst so blühende Reich von Nubia teils durch Araberstämme von Norden aus, teils durch den Volksstamm der Fudj von Süden aus vernichtet; das Reich Dongola war schon lange vorher untergegangen. Als Erinnerung an ihre ehemaligen Wohnsitze hat sich in den Gefängen der Warfi, in denen eine altertümliche Sprache zur Anwendung kommt, das Wort „iru“ als Ausdruck für den Nil erhalten, den die Warfi nur aus der Überlieferung kennen; dasselbe Wort mit derselben Bedeutung haben auch die Nubier am Nil. Da ferner die Bewohner der beiden nubischen Reiche von Napata und Nubia Christen, und zwar Jakobiten mit griechischer Liturgie waren, so ist anzunehmen, daß auch die Warfi und ihre Verwandten einst dem Christentum angehörten. Bei sorgfält-

tiger Beobachtung ihrer religiösen Gebräuche und Anschauungen kann man Spuren davon entdecken. So heißt z. B. der Sonntag kiregé, d. i. das griechische *κυριακή* = dominica oder (Tag) des Herrn; der Samstag heißt samdé; die Siebenzahl der Wochentage haben sie nicht von den Arabern übernommen, denn die Namen dafür stimmen mit denen bei den Misnubiern zum Teil überein, stammen also aus vorarabischer Zeit.

Für eine künftige Missionierung wurde das Volk vom Golsan ins Auge gefaßt. Auf der Station hatte man öfter Gelegenheit, es kennen zu lernen. Leute von dort ließen sich häufig im Dilling sehen und besuchten auch die Mission, sie zeigten durchwegs einen gutmütigen und sanften Charakter. Als die Kunde von den wunderbaren Arzneimitteln auch in jene Gegend drang, brachte man einen 16jährigen Knaben mit schweren Weingeschwüren herbei und ließ ihn mehrere Wochen auf der Station, wo er sorgsam gepflegt wurde, bis er geheilt heimkehren konnte. Er erwies sich sehr dankbar und anhänglich, kam noch mehrmals und brachte jedesmal Hühner mit.

Als der Plan einer Erkundungsreise nach Golsan dem in Dilling befindlichen englischen Distriktsinspektor vorgelegt wurde, erklärte dieser, daß Golsan nach seinen Beobachtungen dem arabischen Einfluß ebenso sehr ausgesetzt sei wie Dilling. Er empfahl die weiter südwestlich wohnenden Gulub, die noch urwüchsige Heiden seien und bisher keine Berührung mit den Arabern gehabt hätten.

Inzwischen waren Ereignisse eingetreten, welche einen Besuch in jener Gegend unmöglich machten. Im März (1914) empörten sich die Mandal und Sobai. Zu ihrer Unterwerfung kam von El-Obeid eine Kompanie Kamelsoldaten und zahlreiches Fußvolk, dazu noch Artillerie mit

einigen alten Geschützen. Aber die wilde Bergbevölkerung rettete die Viehherden zu den benachbarten Njuma und bezog dann mit Weib und Kind und Hab und Gut die unzugänglichen Höhlen der eigenen Berge, wo sie mutig der Belagerung trotzte. Eine eigentliche Unterwerfung kam nie zustande. Die Belagerung wurde schließlich aufgehoben, doch blieb in Dilling eine Kompanie von 120 Neger Soldaten als ständige Besatzung.

In Golsan und Nadaro begann es ebenfalls zu gären, und die Njuma, von jeher schon übermütig, machten die Gegend um Dilling unsicher. Hätte man mit der Gründung der Station bis zu jener Zeit gewartet, die Erlaubnis dazu wäre von der Regierung nicht gegeben oder wieder zurückgenommen worden.

Aber gerade in jenen unruhigen Tagen leistete die Mission der Regierung bedeutende Dienste. Während der Expedition und auch später in der Garnison war längere Zeit kein Arzt vorhanden. Verwundete und Kranke aber gab es beständig. Auf Ansuchen des Befehlshabers wurden dieselben von dem heilkundigen Bruder mit Arzneimitteln aus der Missionsapothek e verpflegt, wofür er von höherer Seite her manches Lobes- und Anerkennungs wort als Lohn erhielt.

Die Nuba sahen den Krieg gegen die Mandal mit Grimm. „Warum“, so fragten sie die Missionäre, „wollen die „Türken“ (englisch-ägyptische Regierung) die Schwarzen töten, wenn doch ihr Weiße behauptet, daß es nicht erlaubt ist, zu töten? Warum rauben die „Türken“ die Kinder, während ihr sagt, daß man nicht stehlen soll?“ Man suchte ihnen nach Kräften Klar zu machen, daß die Regierung hauptsächlich deswegen da sei, um die allgemeine Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten und zu schützen und darum die Ruhestörer strafen und zähmen müsse. Aber das leucht-

tete ihnen nicht ein. Für ihre Sicherheit würden sie selbst besser zu sorgen verstehen, wenn der „Türke“ nicht da wäre. „Seht,“

übrigens hatten sie nicht lange Zeit, sich mit dem Krieg zu beschäftigen; sie mußten an andere Dinge denken. Die Regenzeit



Transporte für die türkischen Truppen.

sagten sie, „wie die Njuma bald da, bald dort einen Mord verüben oder Kinder stehlen, und der „Türke“ weiß sich nicht zu helfen, uns aber verbietet er, Rache zu üben.“

war im Anzug, und das Saatfest sollte mit größter Feierlichkeit begangen werden, dem dann die mühsame Feldarbeit zu folgen hatte. (Fortsetzung folgt.)

## Ägypten und Sudan im Weltkriege.

Von Dr. Aug. Cagol F. S. C.

(Schluß.)

Einen noch ganz anderen und ungleich wertvolleren Reichtum aber birgt der uns so nahe und so lange dunkel gebliebene drittgrößte Erdteil: Millionen unsterblicher Seelen! Diesen Reichtum zu heben und dieses Feld zu bebauen, dazu hätte das christliche Europa sogar die heilige Pflicht! Wohl ist heute schon der ganze afrikanische Weltteil in zahlreiche kirchliche Jurisdiktionsbezirke eingeteilt, trotzdem aber haben die Glaubensboten noch nicht überall hin vordringen können; und es gibt noch so manche Völker, zu denen die frohe Botschaft des Heiles noch nicht gekommen ist. Da gibt es noch viel zu tun für das privilegierte Europa, für das nämlich Europa, das so vieles gutzumachen hätte am zurückgesetzten Afrika, dem Afrika, das durch Jahrhunderte seine Kinder als bloße Ware verschachert sehen mußte, während das christliche, zivilisierte Europa teilnahmslos zusah oder sogar sich selbst an dem schmachvollen Handel und der grausamen Entvölkerung beteiligte!

Wohl ist ein großer Teil der Eingeborenen des nordöstlichen Afrika bereits dem Islam verfallen und deshalb für das Christentum sehr schwer zugänglich, allein der übrige Teil der einheimischen Bevölkerung ist heidnisch und bietet gerade in seiner religiösen Armut und Bedürftigkeit ein überaus geeignetes Feld für die christliche Propaganda. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ (Matth. 11, 5.) Ja, diese Armen der Armen verdienen am meisten die Gnade der geistigen Auf-  
erstehung, und sie zeigen sich dieser Gnade

auch zugänglich, mehr als manches kulturell höher stehende Volk. Man blicke hin auf Uganda, wo sich der Glaubenskeifer der ersten christlichen Zeiten erneuert zu haben scheint, und dessen erst seit wenigen Jahrzehnten bekehrtes Volk bereits der kirchlichen Seligsprechung seiner ersten zweiundzwanzig Blutzengen entgegensteht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich die Vorsetzung auch der Kolonialpolitik der Mächte Europas zur Erreichung ihrer Ziele bei der Befehung der Heidentwelt Afrikas bedient; auch die materiellsten und selbstsüchtigsten Beweggründe der Menschen vermögen nicht, die erhabenen Absichten Gottes zu hindern. Diese Tatsache, die sich auf so vielfältige und augenfällige Erfahrungen stützt, hebt aber die Verantwortlichkeit der leitenden Kreise bei Verwaltung jener noch im Kindesalter der Entwicklung stehenden Völker und Länder nicht auf. In dieser Hinsicht müßte aber in der Zukunft manches anders und besser gemacht werden. Bisher konnte es vorkommen, daß Kolonialbeamte, die für Ordnung und Recht in dem ihnen zustehenden Amtsreich verantwortlich waren, selbst vielfach ungeahndet die Grenzen von Recht und Gerechtigkeit überschritten und sich als kleine Tyrannen aufspielten. Da wurden Kaufleute begünstigt, die, unbekümmert um Wohl und Wehe der Eingeborenen, nur auf möglichste „Hebung“ von Ein- und Ausfuhr und eigene rasche Bereicherung bedacht waren. Da wurden Abenteuerer zugelassen, denen in der Heimat der Boden zu heiß geworden, die aber im Lande der

„Wilden“ ungeschont alle Schandtaten verüben konnten. Außer solchen Vertretern der Heimat erschien auch der Missionär in der Kolonie. Allerdings durfte er nicht so ohne weiteres kommen, sondern es gingen oft langwierige Verhandlungen mit der Kolonialregierung voraus, die gleich Eingeborenenaufstände witterte oder befürchtete, der Missionär könnte durch unklugen Eifer den Fanatismus empfindlicher mohammedanischer Völkerschaften reizen usw. Durfte er sich endlich seinem Berufe widmen, so konnte es wohl vorkommen, daß sich dem schlicht denkenden Eingeborenen folgendes rätselhafte Bild darstellte. Auf der einen Seite erblickte er den Missionär, der ihm von Gott und seinem Gesetz sprach, vom Jenseits und von der Notwendigkeit, sich zum Christentum zu bekehren. Auf der anderen Seite sah er die weißen Anhänger dieser christlichen Lehre ein Leben führen, das mit derselben wenig im Einklang und nicht selten in geradem Widerspruch stand! Um was also war die christliche Religion besser als sein Ahnenkult oder Fetischdienst? Der Missionär? Ja, der mußte entweder ein Narr oder ein Heuchler sein! Man glaube ja nicht, daß für die Kolonien jedes Personal genüge; nein, nur die Besten sind gut genug, denn in jenen unzivilisierten Gegenden mit ihren primitiven Bewohnern sollte jeder Europäer erzieherisch wirken. Man unterstütze daher die christlichen Glaubensboten mit Rat und Tat und erblicke in ihnen nicht Gegner, sondern Förderer, ja, die ersten Förderer des Kolonialwerks. Man hört oft den Vorwurf oder wenigstens die Befürchtung aussprechen, die Missionäre mischten sich in

Regierungsangelegenheiten. Niemand ist weniger dazu geneigt, als der Missionär; er hat andere, höhere Sorgen. Allein schweren Herzens sieht er sich manchmal genötigt, seine Stimme zu erheben zur Verteidigung der Menschenrechte seines schwarzen Bruders, die der zivilisierte weiße Landsmann mit Füßen tritt.

Von den Großmächten Europas war bisher Österreich-Ungarn ohne Kolonialbesitz; der aufrichtige Vaterlandsfreund möchte auch ihm einen solchen wünschen. Die Donaumonarchie ist kein homogenes Reich, sondern umfaßt viele, teilweise ganz verschiedene Nationen, die leider Reibungsflächen genug haben. Da wäre ein überseeischer Kolonialbesitz ein einigendes Band mehr, an dem alle Nationen viribus unitis freudig mitarbeiten könnten! Österreich hat ein Recht darauf, es hat dasselbe erworben durch ein 66jähriges Protektorat weiland Kaiser Franz Josefs I. über die katholische Mission von Zentralafrika sowie durch Beschützung der katholischen Koppen und der Franziskanermision Oberägyptens. Es hat aber auch Befähigung dazu und hat das bereits durch die Tat bewiesen in Bosnien und der Herzegovina.

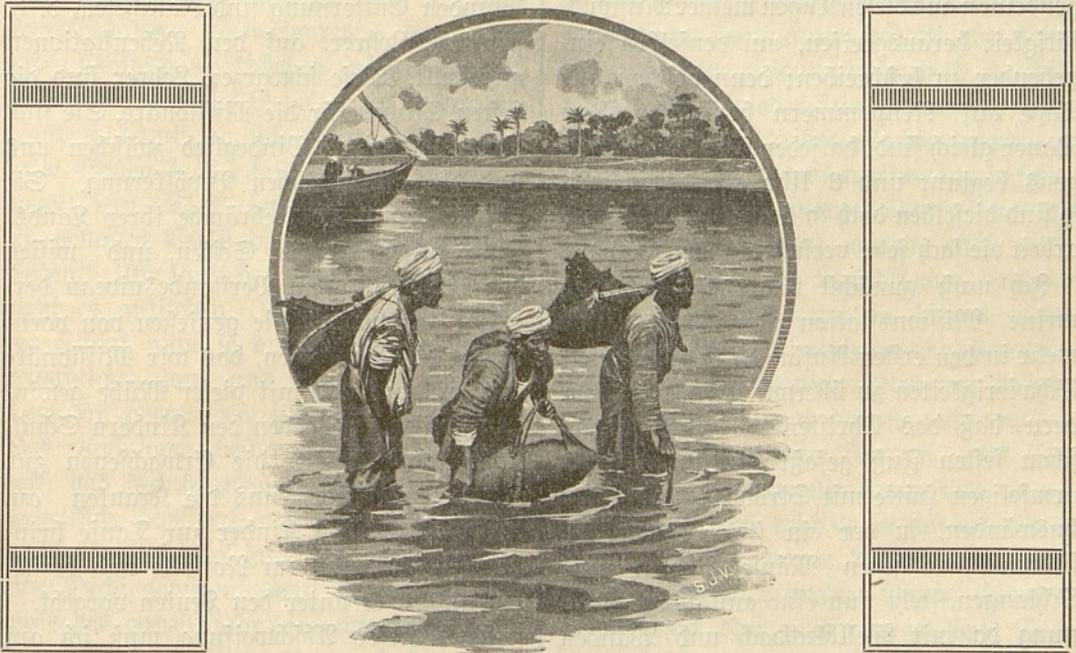
Wolle der Herr den Völkern und Ländern der Erde bald den heißersehnten Frieden schenken und ihnen aus den gegenwärtigen Wirrnissen Heil und Segen sprossen lassen! Wie immer der große Weltbrand ausgehen mag, der Missionär gibt sich ganz in Gottes Hand, dessen Auftrag er vollzieht und der seinem Wirken trotz aller Hindernisse seitens der Menschen den endlichen Erfolg verheißt.



## Aegyptischer Wasserverkäufer.

Eine der volkstümlichsten Erscheinungen in den Straßen Kairo's ist noch immer der Sagga oder Wasserträger, obwohl die Stadt mit einer vorzüglichen Wasserleitung versehen ist. Mit seinem gefüllten Ziegenfellschlauch auf dem Rücken zieht er einseitig gebeugt die Straße hin, mit rau-

An hohen mohammedanischer Festen pflegen Leute, die ein frommes Werk tun wollen, einen Sagga zu mieten, der dann umsonst Wasser auszuschütten hat. Dieser ruft alsdann in singendem Tone: „Die Quelle Gottes gebe ihr Wasser den Durstenden!“ Von Zeit zu Zeit wendet er sich



Aegyptische Wasserverkäufer.

her Kehle von Zeit zu Zeit den Ruf ausstoßend: „Ya auwad Allah!“ (Gott wolle mich lohnen!) Er wird alsdann ins eine oder andere Haus gerufen und hat die Senar, große, poröse, filternde Tongefäße, gegen ein kleines Entgelt mit Wasser zu füllen.

Manche Wasserträger verkaufen ihr Maß an die durstigen Straßengänger. Sie tragen gewöhnlich ein großes, in netzartig verflochtenen Stricken befestigtes Tongefäß auf dem Rücken und kredenzen den Trank in messingenen Bechern,

an seinen Dienstherrn, der gewöhnlich in seiner Nähe bleibt, mit den Worten: „Gott vergebe dir die Sünden, o Verteiler des Trinkopfers!“ oder „Gott erbarme sich deiner Eltern!“ Die Umstehenden, die mit dem Wasser gelabt wurden, fügen hinzu: „Amen“ oder „Gott erbarme sich ihrer und unser!“ Den letzten Becher Wassers überreicht der Sagga seinem Auftraggeber mit den Worten: „Der Rest dem freigebigen Manne und das Paradies dem gläubigen Bekenner! Gott segne dich, den Verteiler des Trinkopfers!“

## Das Tagewerk eines Missionärs.

Von P. Matthias Baumann, Missionär vom hl. St. Herzen Jesu.

**W**iederholt bin ich ersucht worden, das Tagewerk eines Missionärs zu beschreiben. Da ich während meines zehnjährigen Aufenthaltes im Bismarck-Archipel so manchen Tag erlebt habe, möchte ich irgendeinen aus diesen Tagen meiner Missionstätigkeit herausgreifen, um denselben eingehender zu beschreiben; denn obschon alle Tage auf Neupommern bezüglich ihrer Dauer gleich sind, da jeder Tag 6 Uhr morgens beginnt und 6 Uhr abends schließt, so sind dieselben doch in bezug auf die Tagesarbeit vielfach sehr verschieden voneinander.

Ich muß zunächst vorausschicken, daß meine Missionsstation Bunabavar nicht mehr in den ersten Anfängen liegt, wo viele Schwierigkeiten zu überwinden waren, sondern daß das Christentum rings herum schon festen Fuß gefaßt hat. Anstatt der armseligen Hütte mit Strohdach und Bambuswänden, in der ein steter Kampf zu führen war gegen Mäuse, Ratten und Schlangen, steht nun eine anständige Wohnung da mit Wellblechdach und Wänden aus Brettern, die auf unserem Sägewerk in Toriu verarbeitet worden sind. Das Haus ruht auf zwei Meter hohen Pfosten, so daß unter demselben noch Raum für die Schule vorhanden ist. In der Nähe des Wohnhauses steht die St.-Antonius-Kirche, die ich, dank der Wohltätigkeit so mancher Missionsfreunde, vor sieben Jahren erbaut habe. Die Kirche kann über sechshundert Menschen fassen und macht für hiesige Verhältnisse einen recht befriedigenden Eindruck. Auch meine Christen sind nicht wenig stolz auf ihre Kirche, da sie beim Bau derselben mit Arbeit und Geldspenden be-

hilflich waren. Zehn Meter von meinem Hause entfernt steht die Hütte meiner vier schwarzen Knaben, im Alter von 14 bis 16 Jahren, von denen der eine das Amt eines Koches versteht. Auf eine, zwei und mehr Stunden Entfernung sind Katecheten, d. h. schwarze Lehrer, auf den Nebenstationen angestellt. Diese schwarzen Lehrer sind die besten Stützen für die Missionäre. Sie sind ein notwendiges Bindeglied zwischen uns und der einheimischen Bevölkerung. Sie kennen genau die Gebräuche ihrer Landsleute, deren schwache Seiten, und wissen den Unterricht dem Verstandesniveau derselben anzupassen. Sie genießen von vornherein das Vertrauen, das wir Missionäre erst langsam und mit vieler Mühe gewinnen müssen. Sie geben den Kindern Schulunterricht, bereiten die Erwachsenen zur Taufe vor, melden uns die Kranken an, lassen die kleinen Kinder zur Taufe bringen, taufen selbst im Notfalle und berichten uns, was unter den Leuten vorgeht.

Nach dieser Abschweifung muß ich auf mein eigentliches Thema kommen, und zwar mit der Nacht anfangen.

Es ist also Nacht. Soeben träume ich von der ferneren deutschen Heimat, bin im Gespräche mit den lieben Angehörigen, als ich plötzlich durch eine starke Erschütterung des Hauses aus dem Reiche der Träume in die Wirklichkeit versetzt werde. Ich befinde mich in einem Lande, wo die Vulkanke noch tätig sind und Erdbeben recht häufig vorkommen. Die Erdbeben äußern sich entweder in wellenförmigen Bewegungen oder in kurzen Stößen; bis jetzt haben dieselben noch wenig Schaden im Archipel

angerichtet, ob schon ich während meines Aufenthaltes in den Tropen schon manches unheimliche Erdbeben mitgemacht habe, daß ganze Städte in Trümmerhaufen verwandelt haben würde. Aber unsere Holzbauten und noch weniger die Hütten der Eingeborenen fallen nicht leicht ein, ob schon sie in allen Fugen ätzen und fraßen. Also ich erschrecke nicht und bleibe ruhig auf meinem Lager, da die Uhr erst auf zwei zeigt. Aus der Ferne vernehme ich das Trommeln und Lärmen der noch abergläublichen Eingeborenen, die dem bösen Geiste das Erdbeben zuschreiben und denselben durch ihr Gepolter zu erschrecken glauben, damit er sich wieder ruhig verhalte. Gegen 4 Uhr läßt der Kau (Klettervogel) sein „Tia!“ ertönen und ist somit ein genauer Verkünder des nahen Tages. Gegen 5 Uhr läuft der Wecker ab, und nun heißt es aufstehen. In den Tropen wirkt der Schlaf nicht so erquickend wie in der gemäßigten Zone, und selten sind wohl die Lage, an denen man sich ganz wohl fühlt. Das Nachtlager besteht aus einem Feldbett, das nichts anderes ist als ein Stück Segeltuch, das auf vier zusammenklappbaren Beinen befestigt ist. Ein Rissen und eine Decke genügen, denn kalt ist es niemals das ganze Jahr hindurch. Wir haben fortwährend Hochsommer, und die Hitze dauert auch fort während der Regenzeit von Dezember bis April. Im Schatten zeigt das Thermometer durchschnittlich über 30° Celsius; nachts wird die Hitze gemildert durch den Tau und die Landbrise. Das Feldbett ist überragt von einem Moskitonez, denn ohne Netz würden einem die kleinen Stechfliegen jeden Schlaf rauben. Selbst tagsüber werden sie ungemütlich, aber besonders bei Sonnenuntergang machen sich die Blutsauger an die Arbeit.

Gegen 5½ Uhr begeben sich mich zur Kirche, um alles zum Belebieren vorzu-

bereiten. Die neue Kirche mit Wellblechdach und zementiertem Boden ist zwar recht einfach, aber reinlich und trocken, was für die Paramente sehr vorteilhaft ist. In der früheren armen Kirche mit Strohdach und Wänden aus Bambus wurde alles, besonders in der Regenzeit, recht feucht und war schnell verschliffen. Öfters kam es vor, daß vom Dache Schlangen herunterhingen, oder auf dem Altar dieselben sich eine Schlafstelle aufgesucht hatten. Gegen 6 Uhr muß ich nun meine Schwarzen wecken. Ich rufe sie bei ihren Taufnamen, erhalte aber keine Antwort; eine Signalpfeife wird zu Hilfe gezogen, und wieder keine Antwort. Während wir oft schlaflose Nächte zubringen, erfreuen sich die Kanaken eines um so festeren Schlafes. Die Mäuse können ihnen an den Füßen nagen, sie wachen nicht auf; manchen werden die Wundbinden von den Ratten abgefressen, und sie spüren nichts davon. Da sie gewöhnlich um ein Feuerchen schlafen, kommt es nicht selten vor, daß sie sich verbrennen, ohne darum aufzuwachen. Ich rütle also meine Jungen aus dem Schlafe auf, mache mit ihnen das Kreuzzeichen, und rasch erheben sie sich von ihrem Lager. Dieses Lager besteht aus einem Brette oder einer groben Matte. Ein leerer Reisack oder auch eine wollene Decke dient ihnen gegen die Kühle der Nacht. Ihre Toilette ist schnell beendet, da sie nur mit einem Leinentuche bekleidet sind. Mehr Kleidung, als der Anstand es erfordert, brauchen unsere Schwarzen nicht, wäre auch bei ihrer starken Körperausscheidung gesundheitsgefährlich. Das Wasser fürchten unsere Schwarzen des Morgens genau wie die Katzen; aber an Reinlichkeit müssen sie gewöhnt werden, und besonders als Koch und Hausdiener kann ich nur saubere Leute gebrauchen. Der Koch begibt sich in die Küche, die vom Wohnhause ganz getrennt ist, denn Feuer können wir

in der Wohnung nicht vertragen. Da ich im Besitze einer Glocke bin, geht ein anderer Schwarzer hin, um den Angelus zu läuten, und dann sagen die Eingeborenen: „Die Glocke, sie weint.“ Da aber der Glockenklang nicht weit genug dringt, müssen andere die Tritonshörner blasen, deren Schall bis über eine Meile weit vernommen werden kann.

Es ist nun 6 Uhr morgens und mithin Tag. Herrlich ist der Anblick der Palmenwälder und des weiten, ruhigen Meeres, das von den Sonnenstrahlen übergossen wird. Auch in den Gehöften der Eingeborenen wird es nun lebendig. Den Klang der Muschelhörner haben die Schulkinder vernommen, oder die Alten beeilen sich, dieselben zu wecken, damit sie nicht zu spät kommen, und der Missionär nicht böse werde. Da auf Neu-Pommern kein Schulzwang besteht, so kostet es nicht wenig Mühe, bis die Kinder ziemlich regelmäßig zur Schule kommen; denn diese Kleinen sind an kein Joch gewöhnt, sondern sind, sobald sie laufen können, ganz selbständig, während die kleinen Mädchen hinter der Mama zum Markte oder zur Pflanzung einhertrippeln. Wir müssen fast jedes Kind in den zerstreuten Gehöften aufsuchen, um es durch Güte und kleine Geschenke zum Schulbesuch anzulocken. Hat es nun einige Wochen ausgehalten, so darf man erwarten, daß es auch fernerhin regelmäßig erscheinen werde. Die Kinder aus meinem Distrikte sind an den Schulbesuch gewöhnt und tauchen des Morgens zur Zeit von allen Seiten auf, um unter lebhaften gegenseitigen Zurufen nach meiner Wohnung hin zu eilen. Aber wie sehen die kleinen Schwarzen aus! Da sie zu Hause an keine Toilette denken, sondern direkt aus ihren luftdichten, rauchgeschwärzten Hütten zur Schule kommen, steht vor meiner Wohnung ein Eimer voll Wasser, damit sich die

Kleinen ein menschenwürdiges Aussehen verschaffen können. Bücher und Schreibtafeln werden im Schullokal aufbewahrt, da meine Schüler noch keine Hausarbeiten verrichten. Die Knaben erscheinen gewöhnlich mit dem Armbörbchen, in dem sich Raumaterial, etwas Muschelgeld, etwas Tabak und andere Kleinigkeiten befinden; zuweilen bringen sie auch einen zahmen Papagei oder ein abgemagertes Hündchen mit. Die Mädchen tragen gewöhnlich einen aus Bananenblättern geflochtenen Korb auf dem Kopfe, in dem sich kleine Wasserbehälter befinden oder auch kleinere Werkzeuge, um nach der Schule in der Pflanzung zu arbeiten. Viele zünden sich frühmorgens schon ein Pfeifchen an, das dann von Mund zu Mund wandert, und bevor sie sich zur Kirche begeben, speien sie in die Pfeife und legen sie vor dem Gotteshause an einem sicheren Plätzchen nieder.

Gegen neunzig Schulkinder betreten nun in guter Ordnung die Kirche, und auch einige Erwachsene (es ist nämlich Werktag) wohnen der heiligen Messe bei. Ein schwarzer Lehrer oder Katechet verrichtet das Morgengebet mit den Kindern, und wenn es etwas zu schläfrig zugeht, greife ich selbst mit starker Stimme ein. Diesen Morgen soll auch ein schwarzes Brautpaar getraut werden. Der Bräutigam ist rechtzeitig erschienen, und zwar trägt er zur Feier des Tages ein rotes Lendentuch und ein weiß gewesenes Oberhemd; aber von der Braut war noch keine Spur zu sehen. Ich schickte einige Mädchen, um sie zu holen. Nach längerem Zögern erscheint sie und gibt als Grund ihres verspäteten Eintreffens an, sie hätte sich noch waschen müssen, was sonst bei ihr zu so früher Stunde nicht üblich ist. Unterdessen aber hat sich der Bräutigam gedrückt, da er sich wegen des Ausbleibens seiner Zukünftigen ja schämen muß. Aber

auch er wird gefunden, und nun sollen beide zur Kommunionbank herantreten, um vor so vielen Zuschauern das Jawort auszusprechen. Der Bräutigam kniet beschämt an dem einen Ende der Bank und die Braut an dem anderen. Nach einem väterlichen Zuspruch rutschen sie einander etwas näher, das Gesicht natürlich abgewandt. Endlich, nach langem Zögern, gibt der Jüngling sein Jawort, und nun kommt die Braut an die Reihe. Auf meine Frage gibt sie eine verneinende Antwort. Ein jüngerer Missionär würde darob verblüfft werden, aber ein älterer Herr Kanakenspfarrer kennt seine Deutchen. Daß die beiden sich zugetan sind, weiß ich genau, und die Braut will nur ein bißchen zierlich tun. Ich wende mich zum Altare, und schon rufen ihr einige zu: „Warum sagst du nicht ja, du Löspel, der Missionär spaßt

nicht.“ Ein schüchternes Ja entschwebt nun ihrem Munde, und da ich mich noch einmal zu ihr wende, gibt sie auf mein erneutes Fragen eine klare, bejahende Antwort. Nun beginnt die heilige Messe. Während derselben wird abwechselnd, in kanakischer Sprache natürlich, gebetet und gesungen. Manchmal muß ich selbst beim Offertorium das Lied anstimmen, und die Kinder singen tapfer weiter. Nach der heiligen Messe drückt sich der Bräutigam zur einen Türe hinaus und die Braut zur anderen. Im Laufe des Tages werden die Verwandten der beiden ein Essen veranstalten, bei dem dann die Sa Lama (Frau Kokosnuß) ihrem lieben Lo Pop (Herr Hund) das übliche Zeichen der Zuneigung geben, d. h. Betel mit Pfeffer und Kalk als Raumaterial verabreichen wird.

(Schluß folgt.)

## Eine Bitte.

Es sind zwei Jahre, daß Schreiber dieses vom Apost. Vikar Bischof Franz Xaver Geher in Hartoum im englischen Sudan Abschied nahm, um sich in seinem Auftrage nach Europa zu begeben und dort nach Kräften den durch die Kriegslage unterbrochenen Verkehr zwischen Heimat und Mission wieder anzuknüpfen und zu unterhalten. In anerkennenswerter Weitherzigkeit gab die englische Sudanregierung die Erlaubnis zur Reise.

Bischof Geher trug mir beim Abschied auf, alle seine Freunde und Bekannten von ihm zu grüßen, da es ihm selbst nicht möglich sei, mit ihnen zu korrespondieren. Er war sehr ernst und sprach schon damals die Befürchtung aus, der Krieg werde sehr

lange dauern; daß derselbe aber so lange dauere, wie es wirklich der Fall ist, wird auch er nicht für möglich gehalten haben. Er gab mir ein Schreiben folgenden Inhalts mit:

„Frater August Gagol, seit elf Jahren mein Sekretär, ist von mir nach Europa gesandt und ermächtigt, freiwillige Gaben für meine Mission in Empfang zu nehmen. Infolge der gegenwärtigen Kriegslage sind meine Hilfsmittel aus Europa unterbunden, so daß ich mich in der größten Not befinde. Ich empfehle den Genannten allen Missionsfreunden und erbittle allen Wohltätern, welche ihm ihre Gaben für meine Mis-

sion übergeben, Gottes irdischen und himmlischen Lohn.

Rhartoum, 15. Mai 1915.

L. S. (gez.) † Franz Xaver Geher, Bischof,  
Apostolischer Vikar.“

Glücklich in der Heimat angelangt, war es mir möglich, einige persönliche Freunde und Wohltäter meines hochwürdigsten Herrn in Österreich und Deutschland, vornehmlich in Bayern, aufzusuchen; bei allen fand ich herzliche Teilnahme am Geschick des bedrängten Missionsbischofs, und ich erhielt manche Gabe für ihn, wofür hier nochmals der innigste Dank ausgesprochen sei.

Als ich vor zwei Jahren die Mission verlassen hatte, da waren noch alle Missionsstationen unbehelligt, und die Missionäre und Schwestern konnten unbehindert ihrer Tätigkeit obliegen. Inzwischen hat sich die Lage bedeutend verschlechtert. Der Bischof mußte es erleben, daß vier Missionsstationen geschlossen und die Missionäre interniert wurden; nur ihn und die Missionäre von Rhartoum und Omdurman ließ man auf ihren respektiven Posten.

Am 29. April l. J. erhielt ich über die neutrale Schweiz einen Brief von Bischof Geher aus Rhartoum vom 18. März l. J., in welchem er Grüße und Empfehlungen an seine Verwandten (sein 86jähriger Vater ist noch am Leben und erfreut sich großer körperlicher Rüstigkeit und völliger geistiger Frische), seine Freunde und Wohltäter und an die Insassen des hiesigen Missionshauses übersendet und sich und die Mission dem Gebete empfiehlt. Er schreibt u. a.: „Gegenwärtig bin ich an Geld arm wie eine Kirchenmaus. Für Geldsendungen bliebe der Weg über die Schweiz wohl der beste, und wahrscheinlich auch der billigste.“ Er teilt dann noch mit, daß sein schwarzer Diener, der manchem von des

Bischofs letzter Europareise 1912/13 bekannt sein dürfte, nach 61½jährigem Dienste bei ihm einen mehrmonatigen Urlaub bei seiner alten Mutter im fernen Uganda bringe und im Mai zu ihm nach Rhartoum zurückkehren werde.

Die Notlage des armen Bischofs gibt mir den Mut, mit der Bitte an die verehrlichen Leser heranzutreten, dieselbe durch eine Gabe lindern helfen zu wollen. Ich bin überzeugt, daß durch die Kriegslage die bedeutende Schuldenlast der Mission noch vermehrt werden mußte. Wenn dann endlich Frieden sein wird, dann werden so mannigfache und vielerlei neue Anforderungen an das Haupt der so ausgedehnten Mission herantreten, daß es bedeutender Summen bedürfen wird, um nur die schreiendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Lange schon tobt der gewaltige Kampf; allgemein ist die Ansicht, daß das laufende Jahr die Entscheidung bringen wird. Da heißt es schon jetzt an die Friedensarbeit des Wiederaufbauens des Zerstückten zu denken. Eines der idealsten Werke ist ohne Zweifel die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden; gerade die Missionen aber haben schwer unter dem Weltkrieg gelitten. Umso vertrauensvoller richten sich die Blicke der Glaubensboten auf die Heimat, auf eine siegreiche Heimat, so es Gott gefällt, und erhoffen von dort die Mittel zu erneutem Wirken. In dieser Hoffnung wendet sich auch der Unterzeichnete vertrauensvoll an die Freunde seines hochwürdigsten Herrn und an die Gönner der Mission von Rhartoum, um milde Gaben zur Linderung der gegenwärtigen Notlage und zum Wiederaufbau der Mission nach dem Kriege. Solch ein Missionsalmosen in jetziger schwerer Zeit hat vor dem ewigen Vergelter noch einen höheren Wert, weil gegeben unter Tränen, unter den Tränen des eigenen Leides, unter den Schmerzen der eigenen

Wunden, die der Krieg allenthalben und in so reichem Maße geschlagen! Möge daher der Herr den Wohltätern ein umso reicheres Lohn sein!

Im Laufe dieses Jahres begeht diese Mission ein Jubiläum. Im Oktober werden es 70 Jahre, daß die ersten Missionäre das ihnen anvertraute Gebiet, die riesenhaft ausgedehnte Mission von Zentralafrika betraten. Möchte es der Mission vergönnt sein, diesen freudigen Tag im wiedergekehrten Frieden zu begehen, und möge dieser Tag der Ausgang zu neuem,

gesegnetem Wirken in der Befehung der heilsbedürftigen Negervölker sein! Das walte Gott!

Milde Gaben für Bischof Geyer und seine Mission wolle man an das unterzeichnete Missionshaus einsenden. Wohltäter in Deutschland können Gaben auch senden an: Herrn Missionsprokurator Alois Fülle in Blankenburg, Post Nordendorf in Schwaben (Bayern).

Hr. August Gagol, F. S. C.  
Missionshaus Milland bei Brigen (Tirol),  
am hl. Pfingstfest 1917.



### Hegyptische Saife.

Bornehme Ägypter in Kairo halten Läufer oder Saife, die ihrer Kutsche vorauslaufen und ihr im Straßengewühl den Weg bahnen müssen. Bei offener Bahn

und schneller Fahrt der Kutsche hängen sie sich hinten an oder stellen sich auf die Trittbretter.

## Gott ist barmherzig.

Aus einem Brief eines Missionärs aus der Gesellschaft der Weißen Väter.

Heute will ich meinen lieben Lesern zwei gute, alte Frauen vorführen — die Erstlingsfrüchte meiner hiesigen Missionstätigkeit — und sie einladen, mit mir die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu preisen. Die erste der beiden Alten hat ihre Hütte in unserer Bananenpflanzung. Die Arme ist vom besten Willen erfüllt, aber ihre geistlichen Fähigkeiten sind — vielleicht infolge einer sehr mangelhaften körperlichen Entwicklung, auf eine eigentümliche Weise eingeschrumpft. In diesen ausgetrockneten Kopf bringt nichts ohne unfägliche Schwierigkeiten ein. Die einfachsten Wahrheiten unserer Religion können nicht über die Schwelle dieses Verstandes gelangen. Die Katechisten, die man damit betraut hat, sie zu unterrichten, sind dieser undankbaren Arbeit bald müde geworden. Die gute Alte sagt selbst: „Niemand kann mit meinem harten Kopf fertig werden“ — und dann weint sie. Und in der That ist es nicht ihre Schuld, wenn sie nichts lernt. Sie macht unerhörte Anstrengungen, wenn man sie ausfragt, ihre Stirne legt sich in Falten, ihre Augen werden starr und sehen ins Leere. Die Antwort scheint zu kommen . . . doch leider! die Zunge setzt sich nur in Bewegung, um unverständliche Worte zu stottern, und nichts kommt heraus, was dem Ausdruck eines Gedankens ähnlich sieht! Und die arme Alte jammert von neuem und bekennet unter Tränen ihre Unfähigkeit, etwas zu lernen. Eines Tages treffe ich sie bei der Arbeit in der Bananenpflanzung: „Nun, Großmutter,“ sag' ich ihr, „geht der Katechismus in den Kopf hinein?“ — „Ach, Vater, keine Möglichkeit!

ich sehe wohl, daß ich sterben werde, ohne die Taufe erlangt zu haben. Dennoch wünschte ich so sehnlichst, daß du mich vom Teufel rettetest! Vater! wenn du wüßtest, welchen Schmerz ich da fühle im Herzen!“ . . . und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Siehst du Vater,“ fügte sie bei, „jede Nacht wache ich vor Schrecken plötzlich auf; ich träume, daß ich in die Hölle falle, dann schreie ich laut. O ich Unglückselige! sage ich mir. Ich allein nur habe die Taufe noch nicht erlangt. Ich allein bin noch die Sklavin des Teufels . . . Es scheint mir, daß ich ihn sehe, bereit mich fortzutragen . . . Ach, Vater, erbarme dich meiner! rette mich vom Teufel, gib mir die Taufe“ . . . Und die arme Alte klammerte sich an den Saum meines Kleides; tiefgerührt, versprach ich ihr, sie unverzüglich auf die hl. Taufe vorzubereiten.

Jeden Tag, wenn ich vom Unterrichte der Katechumenen komme, lasse ich nun meine gute Alte rufen, und mit Hilfe einer anderen gut unterrichteten Frau trachte ich, ihr die zum Heile notwendigen Wahrheiten verständlich zu machen. Solange es sich nur handelt um den Gott, der alles erschaffen hat, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft, sind die Schwierigkeiten nicht unübersteiglich, aber wenn wir auf die drei göttlichen Personen übergehen, macht die arme Frau große Augen. Sie wiederholt wohl, was man sagt; sie glaubt alles; aber wenn man das Unglück hat, sie zu fragen: „Nun, also Mutter, wieviel göttliche Personen sind?“ so hat sie alles vergessen, und die sie unterrichtende Frau wird ärgerlich und beginnt die

Lektion von neuem, aber leider ohne mehr Erfolg.

Durch große Geduld bin ich dennoch dazu gelangt, in diesen widerspenstigen Kopf die großen Wahrheiten hineinzubringen, und bald, mit Gottes Hilfe, wird sie das Unerläßliche wissen und wird, um mich ihres Ausdrucks zu bedienen, „vom Teufel gerettet und Gottes Kind werden können.“ Einstweilen will ich meinen lieben Lesern meine zweite Alte vorstellen.

Eines Tages, als ich mich zu den Hüttern unserer Kühe begab, gewahrte ich eine abgekehrte, alte Frau, einem Gerippe ähnlich, bei einer kleinen Hütte hingestreckt. Ihre zwei großen, weit offenen Augen blickten mich unverwandt an, wie um mein Mitleid anzurufen.

Ich zog bei der Frau eines der Hirten einige Erkundigungen über diese arme Unglückliche ein:

Durch die Banden des Mwanga während des Aufstandes zur Sklavin gemacht, war sie bis nach Nkole geschleppt worden und hatte aller Art schlechte Behandlung durchgemacht. Erschöpft und mit Ausschlag bedeckt, war sie endlich am Wege zusammengebrochen, wo sie die Räuber ohne Mitleid im Stiche gelassen hatten. Allein, den Zähnen der Raubtiere ausgesetzt, hatte sie eine letzte Anstrengung gemacht und sich nach dem nächsten Dorfe geschleppt. So war sie in kleinen Tagreisen, von dem Wenigen lebend, was man ihr gab, endlich bei den Hüttern der Herden des Königs Kemswaga von Kofi angelangt, wo die Aufständischen sie gefangen genommen hatten. Als diese herzlosen Barbaren sie in dem traurigen Zustande sahen, jagten sie sie mit Steinswürfen fort. Nun wußte sie nicht mehr, was beginnen, sie entfernte sich aus dem Dorfe und warf sich, gänzlich erschöpft und unfähig, noch einen Schritt weiter zu gehen, am Wege nieder, um dort

den Tod zu erwarten, der ihr nun unausbleiblich schien.

Die Frau der Haupthirten, eine gute Christin, gewahrte sie zum Glück, und, von Mitleid gerührt, tröstete und pflegte sie die Unglückliche, so gut sie konnte und brachte sie nach Hause. Sie ließ ihr eine kleine Hütte bauen, und während sie die Arme körperlich pflegte, sprach sie ihr von Gott und unserer heiligen Religion.

Nachdem ich diesen Bericht gehört, wandte ich mich an die arme Frau: „Du siehst,“ sagte ich, „wie gut Gott ist. Er ist's, der dich hergeführt hat, um deinen Leib und deine Seele zu heilen. Höre aufmerksam die Worte Gottes, die man dich lehrt. Bitte ihn, sie in dein Herz einzugraben, Mitleid mit dir zu haben, dich zu retten.“

Bei diesen Worten erhebt sich plötzlich die Kranke, welche mir bis dahin ganz ruhig zugehört hatte, und, sich niederknien, dankt sie mir mit einer Feierlichkeit, die mich in Erstaunen setzt, indem sie unaufhörlich wiederholt: „neyanze! neyanze!“ . . .

Ich erfuhr bald die Ursache dieses unerwarteten Ausdrucks von Dankbarkeit. Wenn die mitleidige Christin, welche sie aufgenommen hatte, ihr die Gebete lehrte, kam sie, anstatt dieselben zu wiederholen, immer auf ihr Lieblingsgebet zurück: „Jesus, erbarme dich meiner, heile mich!“ Und die Katechistin zankte sie oft ordentlich aus, daß sie nicht wiederhole, was sie ihr lehrte. Und nun, siehe da, empfiehlt ihr sogar der Vater Missionär, ohne es selbst zu ahnen, gerade dieses ihr Lieblingsgebet.

Welche Überraschung und welche Freude! Was Wunder, wenn sie mich mit dem allerfeierlichsten Danke beglückt. Ich richtete einige Aufmunterungen an sie und ermahnte sie, ihr Gebet zu wiederholen, ohne jedoch zu unterlassen, das zu lernen, was ein Christ wissen soll; dann entferne ich mich und danke Gott und bewundere seine unendliche Güte.

## Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Österreichs. (Th. M. Vb. Ö.)

Redigiert vom Vorort des Theologen-Missionsverbandes Österreichs, derzeit in  
Brixen, Südtirol, Priesterseminar.

### Mission und Hl. Schrift.

Von M. St. J. Heiligenkreuz.

Es ist eine merkwürdige Fügung, daß gerade in jenen Zeitabschnitt, der für die katholische Kirche so unglücklich werden sollte, in die Zeit des Cyrils von Avignon, das erste Aufblühen des Missionsgedankens fällt. Bekanntlich verloren damals die französisch gesinnten Päpste gar viel von ihrem Einfluß als Oberhäupter der katholischen Kirche. Es wäre nun keine so absonderliche Idee, wenn man annehmen wollte, die ehrgeizigen Päpste von Avignon hätten nur gleichsam als Entschädigung für ihre Verluste in Europa den Missionsgedanken genährt, um auf diese Art die Zahl ihrer Untergebenen zu mehren. Oder waren es vielleicht die Orden, die bloß auf der Suche nach einem Arleitsfeld für ihre Mitglieder Sendboten in die fernsten Länder schickten?

Wir antworten auf beide Meinungen mit einem entschiedenen: „Nein“; denn wir wissen gar wohl, daß auch die Mission wie jede andere große Einrichtung der katholischen Kirche wenigstens in ihren Grundgedanken aus der Heiligen Schrift und Tradition herauswachsen muß.

So soll denn im folgenden der Beweis erbracht werden, daß der Missionsgedanke in der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Bundes an vielen Stellen klaren Ausdruck findet.

Wie der Alte Bund überhaupt nur ein Typus des Neuen ist und als solcher weit

hinter diesem zurücksteht, so sehen wir auch in unserem Falle ein mehr unklares Hervortreten des Missionsgedankens in seinen Schriften. Trotz der nationalen Engherzigkeit des Volkes Israel schauen einige seiner bevorzugten Gottesmänner prophetischen Geistes weit, weit aus, hinweg über alle Schranken des Partikularismus. Wie oft schallen uns Missionsklänge entgegen aus dem herrlichen Buche der Psalmen, besonders aus den messianischen, wenn sie voll zuversichtlicher Sehnsucht das von Christus teuer erkaufte Erbe für ihn fordern:

„Es werden einstens sich zum Herrn bekennen

Auch die Bewohner selbst der fernsten  
Länder;

Dort werfen sich vor ihm die Völker nieder,

Dort wohnt er, der die Welt regiert,  
Der auch beherrscht die Heidenvölker.“

(Ps. 20, 27—29).

Viel weiter gehen in dieser Hinsicht noch die Propheten, voran Jesaja, der mit göttlich geschärftem Auge bereits Heidenvölker in hellen Scharen kommen sieht, wie sie anbetend hinwallen zum heiligen Sionsberge. Und im zweiten Teile des Jesaiabuches spricht der Gottesknecht den Völkern Recht im Angesichte der Länder und Inseln; zum Lohne für seine treuen Dienste wird er auserwählt von Jahwe zum Lichte der Heiden.

Bei Jeremias ziehen unter den Büßern auch Heiden hin zum Gotte Israels. Noch breiter und anschaulicher führt denselben Gedanken Ezechiel aus. Die schönsten Worte spricht über unseren Gegenstand unter den kleinen Propheten Sophonias, wenn er alle Völker im Schatten der Zelte Jakobs sich sammeln läßt: „Mit reinen Lippen rufen die Völker Jahwes Namen an und dienen ihm.“ Zacharias ist noch bestimmter; er schildert, wie die Heiden zum Laubhüttenfeste nach Jerusalem kommen.

Doch nicht bloß die Schriften der Propheten sprechen von Heiden und Heidenbefehung, wir finden ja unter den Propheten geradezu einen Missionär, Jonas, der zwar als echter Jude an die Befehung der heidnischen Niniviten nicht glauben kann, schließlich aber doch dem Befehle Jahwes Folge leistet. Wie entschieden Daniel am Hofe zu Babylon für die Ehre des einen wahren Gottes eintrat, wer wüßte nichts davon zu berichten!

Und was ist endlich die Geschichte des Hauses Israel anderes als eine große, herrliche Mission inmitten der Heidenvölker Ägyptens und später Babyloniens? Israel war der gotterföhrene Träger der Welterlöseridee. Doch kann auch hierin, wie im alten Testamente überhaupt, noch kein absoluter Universalismus gefunden werden.

Erst als der Erlöser wirklich kam, die Sehnsucht der Völker, da wurde, was im Alten Testamente wie ein Dämmerlicht aufleuchtete, im Neuen Bunde hell und klar wie die Mittagssonne. Der Universalismus, und damit der Missionsgedanke, steht alles beherrschend im Mittelpunkt von Jesu Lehre und Erlösungswerk.

Gleichsam als Erstlingsfrucht des von Israel ausgestreuten Missionskamens kommen die drei Weisen als primitivae gentium, den Welterlöser anzubeten. Die Jubelklänge, die ihm bei seinem Einzuge ins

gottmenschliche Dasein zuerst entgegenhalten, sind die drei herrlichen Lobgesänge des Zacharias, der Jungfrau Maria und Simeons mit ihrem Aufschrei nach Heidenlösung, mit ihrer Sehnsucht nach dem Lichte der Harrenden Völker. Auch Johannes nennt das fleischgewordene Wort in seinem Prologe „das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt eintritt“.

Und verfolgen wir das Leben des Gottmenschen an der Hand der Evangelien weiter, so finden wir den 12jährigen Jesusknaben ferne von seinen Eltern im Tempel lehrend, ein schönes Beispiel der im Dienste des himmlischen Vaters vollzogenen Losschälung von Familie und Heim. Und erst gar vom Antritte des öffentlichen Lehramtes an, da begegnet uns der Welterlöser fast immer im Dienste der Verkündigung der frohen Botschaft, auf Missionspfaden. Zunächst allerdings nur unter seinen Stammesgenossen, also innere Mission. Doch auch die Auserwählung des Heidentums spricht er feierlich aus bei Lukas (13, 29): „Und sie werden kommen vom Aufgang und Niedergang, von Mitternacht und Mittag zu Tische sitzend im Reiche Gottes.“ Und gilt vielleicht das trostreiche Wort Jesu bei Matthäus (11, 28): „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,“ gilt dies bloß uns, die wir die Gnade haben, im wahren Glauben geboren und unterrichtet zu sein? Sind nicht die Armen, die noch in „der Finsternis und im Schatten des Todes“ wandeln, am meisten beladen mit seelischen und geistigen Leiden?

Ja, Jesus hat den Heiden seiner Zeit auch durch die Tat gezeigt, daß er ihnen Hilfe spenden wolle, wenn sie nur glauben. So dem Hauptmanne von Napharnaüm, den Besessenen von Gerasa, dem blutflüssigen Weibe, der Kanaanäerin, die er freilich hart auf die Probe stellt.

Symbolisch aber ist der einstige Eintritt der Heiden unter die Schar der Kinder Gottes angedeutet in vielen Gleichnissen des Herrn, wie z. B. im Gleichnisse vom Reiche Gottes, vom Sämann, vom Sauerteige, vom Salz der Erde, vom Senfkörnlein, von der Stadt, die auf dem Berge liegt. Es soll ein Schaffstall werden und eine Herde.

Obwohl erst nach seinem Opfertode, der durch seine weltumspannende Sühnkraft allen Menschen, auch den fernsten Heiden zugute kommen soll, wird die Weltmission in die Tat umgesetzt werden, so sagt er es selber klar voraus bei Joh. (12. 38): „Wenn ich erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehen.“ Damit aber die Apostel sich der Bedeutung des Wortes so recht bewußt würden, erhebt er vor seinem Hingange zum Vater die Missionierung der Welt zum ausdrücklichen Befehle. „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie . . . und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Das ist also Jesu letzter Wille, sein Testament. Schöner und klarer konnte der Herr seinen Willen zur Befehrung der Heiden nicht ausdrücken: „Gehet hin,“ wartet nicht, bis die Völker zu euch kommen, sondern geht ihr zu ihnen, suchet sie auf, wie auch ich zu euch kam, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.

Und haben denn die Apostel Jesu Worte auch richtig verstanden? Ja, sie hätten sie nicht besser verstehen, herzhafter ausführen können. Am Pfingstfeste hält Petrus seine erste Befehrungsrede vor Juden und Heiden mit gewaltigem Erfolge. Bald zerstreuen sich die Boten des Heiles in alle Welt, nachdem Petrus noch einmal durch ein wunderbares Gesicht befehrt worden

war, wie der Missionsbefehl des Meisters zu verstehen sei.

Wie im Alten Testamente finden wir auch im Neuen wieder einen außerordentlichen Missionär. Es ist der hl. Paulus, der allen voran die Heidenbefehrung mit sprühendem Eifer betreibt. Ihn hat ja der Heiland ausdrücklich zur Heidenmission berufen, wie die Apostelgeschichte berichtet: „Dieser ist mir ein auserwähltes Werkzeug, meinen Namen vor Heiden, Könige und Kinder Israels zu bringen.“ Oder: „Ich habe dich zum Lichte der Heiden gesetzt, damit du zum Heile seiest bis zum Ende der Erde.“ Diese Lebensaufgabe ließ sich der doctor gentium mit todesstarkem Pflichteifer angelegen sein. „Weh mir!“ ruft er aus, „wenn ich das Evangelium nicht predigte!“

Die Folge davon war, daß sich bald allen die Überzeugung aufdrängte: „Also auch den Heiden hat Gott die Buße verliehen zum Leben.“ „Im Namen Jesu sollen sich die Knie aller beugen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind,“ das war und blieb das Ziel, das den Aposteln wie ein blinkender Stern durch all die trüben Wolken irdischer Leiden voranleuchtete. So nur war es möglich, daß das Senfkörnlein der Pfingstgemeinde zum großen Baum heranreifen konnte, zum katholischen Gottesreiche, das bis an der Erde Grenzen reicht.

O, möchte dieser apostolische Flamman-eifer mit seiner Heilands- und Seelenliebe auch unsere kalten Herzen durchglühen, vielleicht würden dann die 900 Millionen Heiden unserer Zeit auch einmal berührt vom Gradenstrahl des am Kreuze brechenden Heilandsauges.

Von der Broschürenserie „**Volksaufklärung**“ (Zentralverfandstelle Ambr. Opitz, Wernsdorf, Nordböhmen) liegen nunmehr 202 Nummern zu je 15 h oder 12 Pfg. vor. Die zwei neuesten Nummern 201 und 202 betiteln sich: „Die Verheißungen des göttlichen Herzens Jesu“ von Kooper. Pat. Auferflamm und „Warum die Katholiken beichten?“ von Pfarrer A. S. Die Vandausgabe umfaßt bisher 20 Bände (in ele-

gantem Kalifoeinbänden). Da sich unter den 202 Nummern zahlreiche Broschüren befinden, die sich auch als sehr nützlicher Lesestoff für Soldaten eignen, empfehlen wir deren planmäßige Benützung allen Verfandstellen für Soldatenlesestoff, allen katholischen Eltern und Seelsorgern. Wem immer es die Mittel erlauben, der sollte die ganze Serie, solange sie noch komplett erhältlich ist, sich sichern.

## Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Eine Abonnentin des „Stern“ bittet inständig, ihrer in einem äußerst schwierigen Anliegen im Gebete zu gedenken. Weiters empfehlen wir dem besonderen Gebete der Sternleser alle in des Kaisers Rock befindlichen Wohltäter unserer Mission.

Dem Memento werden empfohlen: Innsbruck, Herr Professor i. N. Heinrich v. Schmud; Wendling, Herr Josef Guggenberger.

## Inhaltsverzeichnis:

Die Mission unter den Nubanegern 137. — Aegypten und Sudan im Weltkriege 147. — Aegyptischer Wasserverkäufer 149. — Das Tagewerk eines Missionärs 150. — Eine Bitte 153. — Gott ist barmherzig 156. — Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Oesterreichs 158.

**Abbildungen:** Die Eingeborenen von Dilling beim Hüttenbau 139. — Die Station Dilling von Norden gesehen 143. — Transporte für die türkischen Truppen 146. — Aegyptische Wasserverkäufer 149. — Aegyptische Saie 155.

## Sabenverzeichnis vom 27. April bis 31. Mai 1917.

In Kronen.

**Opferstock:** Brigen, Ven. N. 18,—; Bozen, L. W. 20,—; Buch, F. M. 3,—; Braunau, W. 3,—; Campill, Negerle, 8,—; von mehreren 150,—; Feldpost, U. N. 4,—; Freiburg, Kath. Miss. 19,70; Graz, L. M. B. 35,—; Hall, S. An. Kl. 19,—; G. N. 6,—; Innsbruck, Ung. 100,—; Pedraces, A. L. 50,—; Rüstorf, Ung. 4,—; Schlander, S. N. 3,—; Schlag, S. W. 2,—; Salzburg, C. C. 4,—; Schrunz, M. S. 30,—; St. Valentin, F. S. 70,—; St. Kassian, M. C. 30,—; St. Florian, Th. M. B. 20,—; Taufers, Schw. Ad. 29,—; Vöcklabruck, M. L. 3,—; Villanders, Schull. 42,70; S. P. 20,—; Vandans, S. B. S. 10,—.

Für hl. Messen: Aischach, M. N. 12,—; Campill, v. Mehr. 36,—; Eggenburg, Schw. 25,—;

Eisenbergeramt, A. N. 100,—; Kesseling, L. S. 153,—; Aepsau, F. S. 37,50; Milland, M. S. 2,—; Niedertalheim, C. L. 15,—; Pfunders, Kam. W. 40,—; Prambachkirchen, F. S. 20,—; Rech, M. W. 9,75; Rüstorf, L. S. 12,—; Teising, Ven. B. 671,25; Taufers, C. N. 10,—; Ungenach, C. L. 100,—; Untermoi, C. D. 30,—; Bornholz, Fr. v. N. 303,—.

Zur Taufe von Heidentindern: Afers, Pf. 60,—; Innsbruck, P. P. W. 20,—; (Agatha), Villanders, B. Schw. 25,— (Maria, Josef).

Für Bischof Geyer: Rüstorf, Ung. 4,—.

Briefmarken liefern ein aus: Agund, Brigen, Brizlegg, Innsbruck, Lana, Neufirchen, St. Andrä, Waidbruck.



## Sgebrauchte Briefmarken

und **Markensammlungen** werden mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Milland bei Brigen entgegengenommen.

Für Knaben, welche Ordens- und Missionspriester werden wollen.

In unserem

## Xaverianum in Mailand bei Brien

werden brave und talentierte Knaben aufgenommen und zu  
Missionspriestern herangebildet.

### Bedingungen der Aufnahme:

1. Selbständige Neigung und sonstige Zeichen des Berufes zum Ordens- und Missionspriesterstand.
2. Gelehriger, lebhafter, offener Charakter; energischer, standhafter, opferfreudiger Wille; sittliche Unverdorbenheit.
3. Gesundes Urteil und gutes Talent, das befähigt, leicht und ohne Anstand die ganzen Gymnasialstudien durchzumachen.
4. Gute Gesundheit und kräftiger Bau, frei von körperlichen Fehlern.
5. Alter von ungefähr zwölf Jahren. Für die erste Klasse wird ein Alter nicht unter zehn und nicht über zwölf Jahre erfordert.
6. Pensionsbeitrag nach Uebereinkommen mit den Eltern oder deren Stellvertretern.

Weitere Aufschlüsse werden bereitwilligst vom Obern des Missionshauses erteilt.

Man wende sich vertrauensvoll an die Adresse:

P. Rektor des Missionshauses in Mailand bei Brien, Tirol.

Den Abonnenten der Studentenkreise  
wird außerordentliche Preisermäßigung  
gewährt.